DAMIEN HIRST/PHILLIPS DE PURY & CO/VG BILD-KUNST BONN 2008

Hirst-Gemälde: „Beautiful Artemis Thor Neptune Odin Delusional Sapphic Inspirational Hypnosis Painting“ (2007)

Unverkaufte Werke bei den Herbstauktionen in New York: *Über Nacht von der Schwerkraft eingeholt*

VG BILD-KUNST, BONN 2008

Lichtenstein-Bild „Half Face ...“ (1963)

Bacon-Studie „Self Portrait No 1“ (1964)

VG BILD-KUNST BONN, 2008; FOTO: AP (M.); CHRISTIE'S (R.)

Richter-Gemälde „OZU 597“ (1986)

KUNSTMARKT

Der große Höllensturz

In der kommenden Woche startet die „Art Basel Miami Beach“, die siebte Ausgabe der spektakulären Messe. Noch im vergangenen Jahr galt sie als Symbol eines goldenen Zeitalters, nun droht sie zum Auftakt eines weltweiten Galeriensterbens zu werden.

Es war ein jahrelanger Rausch, einer, von dem viele dachten, er könne ewig anhalten. Die Klientel der Galerien und Auktionshäuser akzeptierte jeden Preis, 70, 100, 135 Millionen Dollar. Das einzige Problem bestand darin, genügend Nachschub heranzuschaffen. Wer aber ein Tropfbild von Jackson Pollock auftrieb, durfte sogar 140 Millionen Dollar verlangen.

In den vergangenen Jahren meldeten die Versteigerer regelmäßig neue Rekorde, eröffneten weltweit immer mehr Galerien – in Städten wie Peking fast täglich. Kunst verkaufte sich im neuen Jahrtausend wie von allein.

„Dieser Markt hat sich gerade in den vergangenen zwei Jahren gegen die Schwerkraft der wirtschaftlichen Realitäten gestemmt“, sagt Iwan Wirth, 38, der als Europas wichtigster Galerist in London und Zürich ansässig ist. Doch der Kunstmarkt lernt nun, was finanzielle Schwerkraft ist. „Der Markt wird sich durch die Krise der Weltwirtschaft verändern“, prophezeit Wirth. Die Ekstase kühlt sich ab, vorbei die schönen Zeiten.

Höhenflug und Hybris bestimmten bisher die Branche, und dafür stand vor allem ein Ereignis: die „Art Basel Miami Beach“, die aufregendste Messe für die Kunst der Gegenwart. Es ist die in jeder Hinsicht extrovertierteste Veranstaltung der Kunstwelt: Gier gilt hier als Tugend, nicht als Sünde.

Auf diesem sonnigen, 2002 gegründeten Ableger der Schweizer Kunstmesse „Art Basel“ schnappten sich die Sammler, darunter viele Hedgefonds-Profiteure, Jahr für Jahr gegenseitig die teuersten Trophäen weg. Viele Messestände waren schon nach einer Stunde ausverkauft. Diese Art Kampfshopping hatte sich zum Lieblingsspiel der Gesellschaft entwickelt.

Zugleich war die Messe von Anfang an viel mehr als die Summe der ausgestellten Schecks – ein Treffpunkt für Menschen, die sich zugehörig fühlen zur Clique eines ganz spezifischen Jetsets. Das sind Leute, die im Sommer mit ihrer Yacht an der Côte d'Azur ausspannen und im Winter ihr Privatmuseum eröffnen. Vorher deckten sie sich in Miami mit Ware ein.

Am 4. Dezember eröffnet die Messe zum siebten Mal, wie immer sind unter den gut 250 Ausstellern auch viele deutsche Galerien vertreten, wie immer gruppieren sich viele Parallelmessen um dieses wichtigste Gestirn des Marktes – und doch ist plötzlich alles ganz anders. Vielleicht wird die Verkaufsschau nun zum Inbegriff

VG BILD-KUNST, BONN 2008; FOTO: SANG TAN / AP

Kunststar Hirst: *Rekordgebote im September, Ladenhüter im November*

des Scheiterns, zu der Art von Fall, die nach dem Hochmut kommt. Es scheint eine Art Höllensturz bevorzustehen.

In keiner anderen Branche wird so darauf geachtet, Optimismus zu verbreiten. So kommt es fast einem Eingeständnis der Verzweiflung gleich, wenn der Amerikaner Marc Spiegler, einer der beiden Chefs der „Art Basel", ankündigt: „Wahrscheinlich werden die meisten Galerien dieses Jahr keine Rekorde einfahren." Ihm rutschen auch Sätze heraus wie: „Die Preise sind wieder realistisch geworden." Oder: „Die Zeiten für Spekulanten sind vorbei."

Die Käufer aus den sogenannten aufstrebenden Märkten, aus Indien, dem Nahen Osten und China, seien zurzeit verschwunden, sagt Galerist Wirth.

Jetzt, in Zeiten der Finanzkrise, setzt ein Realitätsschock ein, und viele sind auf die schmerzlichen Nebenwirkungen nicht vorbereitet. Schon bei den New Yorker Herbstauktionen Anfang und Mitte November kam es zu größeren Turbulenzen. Und New York gibt stets die Stimmung für Miami vor. Starauktionator Tobias Meyer, wichtigster Mann bei Sotheby's, muss erkennen: „Das fiebrige Kaufen von Kunst ist vorbei" (siehe Interview Seite 176). Das oberste Segment des Marktes existiere zurzeit nicht mehr.

Kein Auktionshaus, kaum ein Künstleridol blieb verschont: Bilder von Roy Lichtenstein (Sotheby's), Francis Bacon (Christie's), Damien Hirst (Phillips) wurden vom Publikum abgelehnt, blieben unversteigert. Edle Ladenhüter. Noch vor kurzem waren das Garanten für Spitzenpreise; noch im September hatte etwa der Brite Hirst bei einer von ihm initiierten und ausschließlich mit seiner Kunst bestückten Auktion in London spektakulär verdient. Die Gebote summierten sich auf knapp 200 Millionen Dollar. Nichts ist sicher: Das eine Bild des deutschen Malerstars Gerhard Richter erzielte einen Rekord, das andere fiel durch (beides bei Christie's).

GERO BRELOER / PICTURE-ALLIANCE / DPA

Kunstmesse „Miami": *Extrovertiertes Gipfeltreffen*

Der plötzliche Preisverfall auf dem Auktionsmarkt betrug über 30 Prozent, die Champagnerlaune ist verflogen. Simon de Pury, der die Mehrheit der Anteile an seinem Auktionshaus Phillips gerade an einen russischen Investor abgab, muss nun trotz des neuen Partners „die Kosten an die Wirklichkeiten des Marktes" anpassen.

Hässliche Einschnitte auf allen Ebenen: Große US-Museen kündigen Etatkürzungen an. Sponsoren wie die Deutsche Bank bekennen, diverse Förderungen nicht weiterführen zu wollen – wie das prestigeträchtige Engagement für den Deutschen Pavillon auf der Biennale von Venedig.

Für „Miami", das wichtigste Gipfeltreffen der Kunstsociety, steht das Small-Talk-Thema also fest: die Depression am Kunstmarkt. So wird es wohl schon am Abend vor der Eröffnung sein, wenn die VIPs zu „heißer Musik" und „coolen Drinks" ins Luxushotel Delano geladen werden. Früher waren immer alle ganz aufgedreht.

Ein Galerist, der für den Boom der vergangenen zehn Jahre steht und als Miterfinder der „Neuen Leipziger Schule" eine Berühmtheit wurde, ist Gerd Harry Lybke. Er vertritt Neo Rauch, und damit den Leipziger Maler, dessen Bilder sich gewissermaßen blind verkaufen, auch in schlechten Zeiten – und er, Lybke, kann sich deshalb einen gewissen Realismus erlauben.

„‚Miami'", so fürchtet er, „kann für viele ein Debakel werden, wer darauf angewiesen ist, dort Geld zu verdienen, hat ein Problem. Viele würden sich die Kosten lieber sparen, aber eine Absage würde bedeuten, vor sich und seiner Mutter zuzugeben, dass man es nicht geschafft hat."

Die Sammler, gerade die amerikanischen, hielten sich zurzeit nun einmal zurück, und das liege nicht nur daran, dass kein Vermögen mehr vorhanden sei, „es gilt einfach als unschick, in diesen Zeiten groß einzukaufen".

Für viele Anbieter markiert „Miami" womöglich sogar den Anfang vom Ende. Lybke sagt jedenfalls ein großes Galeriensterben voraus. Ein knappes Jahr, so schätzt er, werden viele noch durchhalten, „dann wird es drastisch, es wird harte Einschläge geben, in Deutschland und weltweit". 30 bis 40 Prozent der Galerien werden bald nicht mehr existieren, vermuten auch etliche von Lybkes Kollegen.

Es war zu einfach – in den vergangenen Jahren reichte es, die Abbildungen der Werke auf die Blackberrys der amerikanischen, asiatischen oder russischen Stammkunden zu schicken, und dann musste man nur noch auf die Kaufbestätigung warten. „Diese Deals laufen fürs Erste nicht mehr", glaubt Bruno Brunnet, ein Berliner Erfolgsgalerist, der Stars wie Jonathan

Meese und Peter Doig vertritt und mit seiner Galerie CFA in einem edlen, von Stararchitekt David Chipperfield entworfenen sandsteinfarbenen Gebäude mit Blick auf die Museumsinsel residiert.

Vor kurzem hat er noch eine weitere Halle angemietet und meint trotzdem: „Wir achten auf die Kosten – schließlich ist da die Verantwortung für 24 Mitarbeiter. Ich persönlich kann sowieso keinen Champagner mehr sehen, es gab zu viel davon in den letzten Jahren.“ Er betont aber auch: „Die Galerien in unserer Liga werden alle überleben.“

Nur, wie lange dauert die Gefahr an? Ein Jahr, zwei Jahre? „Die Leute haben nach wie vor Spaß an der Kunst, und es ist ja bei vielen Sammlern auch noch Geld vorhanden“, so Brunnet.

Am härtesten sind die Konsequenzen womöglich für die Künstler. Denn nach je-

„Das Fiebrige ist vorbei“

Auktionator Tobias Meyer über die Krise am Kunstmarkt

Meyer, 45, leitet bei Sotheby's die Abteilung für zeitgenössische Kunst. 2004 versteigerte der gebürtige Hesse Picassos „Junge mit Pfeife“ für 104 Millionen Dollar – bis heute der höchste Preis, der je für ein Gemälde bei einer Auktion gezahlt wurde.

RAINER HOSCH

SPIEGEL: Herr Meyer, ist die Kunstblase geplatzt?

Meyer: Nein, aber der Markt hat sich reguliert. Bei den letzten Auktionen für die Impressionisten und die zeitgenössische Kunst, die ich geleitet habe, hätte es passieren können, dass niemand mehr etwas kauft und der Markt einfriert. Aber es hat sich in New York und London zum Glück gezeigt, dass der Markt weiterhin existiert.

SPIEGEL: Wo steht er denn jetzt?

Meyer: Auf dem Niveau von 2005, 2006. Zwischen 1998, als wir die „Orange Marilyn“ von Andy Warhol für 17,3 Millionen Dollar verkauften, und 2007 lag der Höchstpreis für zeitgenössische Kunst immer so um die 20 Millionen Dollar. Im Mai 2007 brachten das große Papst-Bild von Francis Bacon und das Bild von Mark Rothko aus der Rockefeller-Sammlung dann 53 und 73 Millionen Dollar. Das war der Durchbruch zum Super-Markt. Da floss plötzlich Kapital aus den neuen Ökonomien wie Russland, Indien, China und dem Nahen Osten. Dieser Super-Markt existiert momentan nicht mehr.

SPIEGEL: Und wer kauft jetzt?

Meyer: Die klassischen Sammler für zeitgenössische Kunst aus Amerika und Europa. Das hat selbst mich überrascht. Viele der Sammler, die in den vergangenen Jahren nichts von Qualität kaufen konnten, weil alles zu teuer war, bieten jetzt wieder. Das hat mich sehr erleichtert. Ich war auf eine Katastrophe vorbereitet. Aber die blieb aus. Ich hatte es wieder mit kenntnisreichen Sammlern zu tun und nicht mit Leuten, die erst seit ein paar Monaten dabei sind.

SPIEGEL: Sind diese Herrschaften, denen Kunst nicht eine reine Herzensangelegenheit ist, für immer verschreckt?

Meyer: Das glaube ich nicht. Die machen eine Pause. Man darf diese neuen Käufer nicht abschreiben. Die haben immer nur das Beste gekauft und sich gar nicht erst mit Mittelmaß abgegeben. Die Jagd auf Trophäen wird es wieder geben.

SPIEGEL: Ärgerlich für jene, die viel bezahlt haben und jetzt billiger kaufen könnten.

Meyer: Jetzt ist Spitzenware gar nicht auf dem Markt. Die Anbieter warten, bis das Preisniveau wieder auf dem alten Stand ist.

SPIEGEL: Womit bestücken Sie nun den Markt?

Meyer: Ganz traditionell: death and divorce. Sammler sterben oder lassen sich scheiden. Die Finanzkrise hat für ein Auktionshaus auch ein Gutes. Es gibt jetzt wenigstens ein paar Leute, die lieber ihre Kunst verkaufen – obwohl sie weniger wert ist als zuvor –, als ihr Haus aufgeben.

SPIEGEL: Das Schlimmste ist noch nicht vorüber, die Kunstkrise hinkt der Finanzkrise doch nur hinterher.

Meyer: Ich denke, der Kunstmarkt hat sich schon konsolidiert. Ich erwarte fürs Frühjahr Auktionen mit stark reduzierten Umsätzen. Das fiebrige Kaufen von Kunst ist vorbei. Aber: Nichts ist verführerischer als das Nichtverfügbare.

SPIEGEL: Kann die Krise der zeitgenössischen Kunst nicht die Preise der Alten Meister beflügeln?

Meyer: Möglich ist es. Das ist ein Segment, das zuletzt ja nicht so sehr im Wert gewachsen ist. Nur, Sammler der Moderne sammeln meist nicht Alte Meister. Ich kenne nur einen Fall, wo sich ein Sammler von einem Zeitgenossen getrennt hat, um einen Frans Hals zu erwerben. Das war intelligent.

SPIEGEL: Als Sie in London Mitte September die große Auktion mit Werken von Damien Hirst hatten, stürzte zeitgleich in New York das Bankhaus Lehman Brothers in die Pleite. Wie haben Sie das erlebt?

Meyer: Komischerweise war ich nicht sehr besorgt. Ich merkte, dass der Appetit auf diese Kunst noch nicht vergangen war. Ich hatte zu viele Leute, die hungrig waren, durch die Vorbesichtigung gehen sehen. Und dann ist Damien natürlich ein Marketinggenie. Er hatte hart daran gearbeitet, alle relevanten Sammler zur Auktion zu bekommen.

SPIEGEL: Es standen so viele Hirst-Werke zum Verkauf wie nie zuvor. War das nicht riskant?

Meyer: Das haben viele gedacht. Aber die Fülle war der Vorteil. Das war der Knalleffekt. Das war für Sammler wie ein Besuch im Candystore.

SPIEGEL: Wann wird es denn je wieder so ein Schlaraffenland geben?

Meyer: Ich bin kein Wahrsager. Es muss sich einiges einrenken. Wenn ein Alan Greenspan den Finanzmarkt nicht begreifen kann, wieso dann ich?

SPIEGEL: Welche Lehren ziehen Sie?

Meyer: Mein Job ist es, dem Markt Ikonen der Kunst zur Verfügung zu stellen. Das mache ich, so gut ich kann. Um Moral geht es da nicht. Jetzt müssen wir Kunst finden, die Qualität hat, und ihr einen vernünftigen Schätzpreis geben.

SPIEGEL: Zeit zum Zuschlagen?

Meyer: Wer Geld hat und weiß, was Kunst ist, sollte jetzt kaufen.

dem Crash werden auch die Ruhmeskarten neu gemischt, nicht alle Stars aus Vorkrisenzeiten schaffen später den Anschluss. Das wiederum könnte den Wert so mancher Privatkollektion stark mindern – wenn der Sammler auf die falschen Künstler gesetzt hat.

Krise hin oder her, eine Gruppe bleibt offenbar ganz lässig – die neuen russischen Kunstliebhaber. Sie sind es auch, die in Miami die wichtigste Tradition der Messe aufrechterhalten und glamouröse Partys ausrichten. Vielleicht ist der schöne Schein nur auf Pump finanziert, aber immerhin lassen sie sich die Laune nicht verderben.

Maria Baibakowa, 23, zum Beispiel lädt nach Florida zu einer Feier für „Freunde aus aller Welt“ ein. Die Millionärstochter aus Moskau ist Kunsthistorikerin, kümmert sich um die Kollektion ihres Vaters Oleg Baibakow und eröffnet im Dezember ihre eigene Kunstetage in einer alten Schokoladenfabrik, die den Namen „Roter Oktober“ trägt. Es sei, so erwähnt sie, eine auch für Moskauer Verhältnisse große Eröffnung geplant.

Sie verkörpert eine neue Generation russischer Sammler, die das Leben und die Kunst genießen, sich aber nicht mehr zu übereilten Käufen hinreißen lassen. Sie vermute, sagt Baibakowa, dass die Krise am Kunstmarkt der am Kapitalmarkt mit einem Abstand von sechs Monaten folge. „Im Februar könnten die Preise wirklich fallen.“ Das Einzige, was ihr größere Sorge bereite, sei die Möglichkeit, dass die Qualität des Angebots nachlassen könne.

Es wird Krisengewinnler geben – für die Käufer, die nicht große Teile ihres Vermögens verloren haben, brechen verlockende Zeiten an. Kunst wird erschwinglicher.

Der Galerist Iwan Wirth erinnert sich noch an das Crashjahr 1991, damals war er neu im Geschäft und konnte seine besten Werke erstehen. Nun, 17 Jahre später, bieten sich wieder Gelegenheiten. „Die jetzige Situation auf dem Kunstmarkt eröffnet unglaubliche Chancen. Wir haben auf den New Yorker Herbstauktionen einige Hauptwerke erworben.“

Und Miami? „Die Messe in Miami wird der Lackmustest.“

„Da aber die Spekulanten wegfallen, wird die Messe ein Traum für die ernsthaften Sammler, und die werden sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen.“ Da sei „über Nacht“ ein Käufermarkt entstanden.

Doch wenn die Preise sinken, heißt das nicht, dass automatisch die Inhalte und der Idealismus wieder in den Vordergrund rücken – denn viele Sparmaßnahmen werden die Falschen treffen, vielleicht gerade die ambitioniertesten Institutionen, die risikofreudigsten Sponsoren, die wagemutigsten Künstler.

Es steht für viele vieles auf dem Spiel. Und es geht um mehr als um Geld.

Ulrike Knöfel, Joachim Kronsbein

FÖRDERVEREIN BERLINER SCHLOSS E.V. / ELDACO, ROSTOCK / DDP

Geplantes Berliner Stadtschloss (Computergrafik): *„Keine Chance für moderne Architektur“*

HAUPTSTADT

Kleister aus Alt und Neu

Die wieder entflammte Debatte um Aussehen und Inhalt des Berliner Stadtschlosses zeigt vor allem eins: das Fehlen eines schlüssigen Konzepts.

Die Bauherren vom Bund hatten es sich so einfach vorgestellt. Möglichst reibungslos sollte die brisante Angelegenheit über die Bühne gehen. Aber daraus wurde nichts.

Nachdem im SPIEGEL vergangene Woche drei Architekten – allesamt Mitglieder der Wettbewerbs-Jury – die engen Vorgaben des Bundes für einen Wiederaufbau des Berliner Stadtschlosses kritisiert hatten, trat ein, was unbedingt hatte verhindert werden sollen: eine neue hitzige Debatte über Deutschlands wichtigstes Projekt im Herzen Berlins.

Drei der vier Fassaden, so hatte es 2002 der Bundestag beschlossen, müssen als Kopien der ursprünglichen Barock-Architektur nachgebaut werden. In dem Humboldt-Forum genannten Bau sollen dann die außereuropäischen Sammlungen der Berliner Museen eine Bleibe finden.

Das abweichlerische Architektentrio hatte laut darüber nachgedacht, ob nicht prinzipiell auch ein moderner Bau an dieser Stelle möglich sein könnte. Die Baumeister hatten im Kern – so kommentierte die „Berliner Zeitung“ die kritischen Äußerungen – „Gewissensfreiheit“ für ihre Jury-Entscheidung gefordert. Doch schon das war offenbar zu viel.

Bundesbauminister Wolfgang Tiefensee besteht nun erst recht darauf, den Beschluss des Bundestages unverändert „umzusetzen“, Berlins Ex-Senatsbaudirektor Hans Stimmann legt gar Jury-Chef Vittorio Lampugnani, der im SPIEGEL am deutlichsten wurde, den Rücktritt nahe.

Und am vergangenen Freitag, genau eine Woche vor der Entscheidung der Jury, befand André Schmitz, Berlins Kulturstaatssekretär und Mitglied der Jury: „Allzu viel reflexives Verharren verträgt das Projekt nicht. Zauderei bedeutet Stillstand.“ Befürwortern der Moderne erteilte der Politiker eine harsche Abfuhr: „Moderne Architektur hatte an diesem symbolischen Ort nie eine ernsthafte Chance.“

Jury-Vorsitzender Lampugnani will sich die Freiheit des Denkens aber nicht verbieten lassen: „Als Juror akzeptiert man selbstverständlich die Bedingungen der Auslobung, auch wenn man anderer Meinung ist. Dewegen hört man aber nicht auf zu denken.“ Der Architekt fürchtet: „Wenn Gedankenfreiheit nicht mehr erlaubt ist, wenn Mitglieder der Jury keine eigene Meinung haben dürfen, dann sollte man Architekturwettbewerbe gleich von subalternen Funktionären entscheiden lassen.“

Unterstützung bekommt Lampugnani von fachlicher Seite. Der Berliner Architekturhistoriker Johannes Cramer argumentiert mit der Geschichte des Schlosses, dessen Kriegsruine 1950 von der DDR-Führung gesprengt wurde. Die Rekonstruktion von nicht mehr Vorhandenem sei „immer eine Interpretation“. Die Barockfassaden könnten nur mit Hilfe alter Fotos realisiert werden.

Es werde jedoch etwas „als ganze Wahrheit verkauft, was nicht einmal die halbe ist“. Man könne „auch mit der modernsten Technologie nicht wirklich exakt vom Zweidimensionalen auf das Dreidimensionale schließen“.